

FLUCHT AUF LEBEN UND TOD ...

Die Fluchtkatastrophen der Reichs- und Volksdeutschen in Ost-Mittleuropa 1944/45 Band V/09

Die Flucht vor der Roten Armee aus Ostpreußen

Flucht aus dem Kreis Memel im Oktober 1944

Erlebnisbericht des Landrats B. aus der Stadt Heydekrug in Ostpreußen (x001/1-2): >>Etwa am 4. August 1944 kam ganz plötzlich ein Räumungsbefehl, nach dem die gesamte Bevölkerung unter Mitnahme des wichtigsten Inventars und vor allen Dingen des Viehs sofort abtransportiert werden sollte. Infolge der überstürzten Räumung herrschte ein ziemliches Durcheinander. Die Bevölkerung strömte in die Elchniederung und z.T. in den Kreis Labiau, wo sich ungeheure Herden Großvieh ansammelten, die wegen der damals herrschenden Dürre zum Teil sehr unter Durst litten. Auf den einzelnen Plätzen im Moor konnte man Herden bis zu vielen Hundert Stück antreffen, denen es zunächst an jeder Versorgung fehlte.

Bekanntlich hatte der Russe damals die ostpreußische Grenze noch nicht überschritten. Der Räumungsbefehl war gegeben worden, weil die Front total entblößt war und auch der Ostwall nicht besetzt war. Über letzteren erzählte man später, daß die Russen nur drei Stunden gebraucht hätten, um ihn zu überschreiten: 2 ½ Stunden hätten sie lachen müssen, und eine halbe Stunde hätten sie zur Eroberung gebraucht.

Da der Russe die Grenze nicht überschritten hatte und sich die Lage an der Front wieder besserte, wurde etwa 14 Tage später der Befehl ausgegeben, daß die arbeitsfähigen Männer wieder auf ihre Höfe zurückgehen sollten, um zunächst einmal die Ernte zu bergen.

Dieser Befehl wurde insofern nicht wörtlich durchgeführt, als auch ein großer Teil der Frauen auf die Höfe zurückgingen. In den Kreis Heydekrug wurde auch einiges Vieh wieder zurückgetrieben, wobei sich zeigte, daß manche kleinen Bauern, die bis dahin vielleicht nur eine schlechte Kuh gehabt hatten, nunmehr zwei gute Herdbuchkühe ihr eigen nannten. Der weit-aus größere Teil des Rindviehs war allerdings mit Hilfe der Wehrmacht nach dem Westen abtransportiert worden.

Die Einbringung der Ernte sollte in organisierter Gemeinschaftsarbeit durch Zusammenstellen von Drescherkolonnen usw. durchgeführt werden, doch es erwies sich schon bald, daß das nicht recht funktionierte. Es bildeten sich dann kleine Gemeinschaften innerhalb der Nachbarschaften, die sich gegenseitig aushalfen, was sehr viel besser ging. Der Befehl ging dahin, daß nach Möglichkeit zunächst alles geerntet und daß der Verkauf und Abtransport zurückgestellt werden sollte, damit die Herbstbestellung ebenfalls noch rechtzeitig vollzogen werden konnte.

...

Vom 1. Oktober ab trat eine neue Gefährdung des Memelgebiets ein. Am 6. fuhr S. zum Kreisbauernführer K. nach Labiau, um die Aufnahmeräume für den Fall einer erneuten Flucht festzulegen. Am 7. Oktober 1944 kam dann der Räumungsbefehl, und zwar sollten zunächst die Bauernfrauen, die wieder auf den Höfen warteten, mit den Polen und Kriegsgefangenen trecken. Es herrschte ... ein großes Durcheinander, auch hinsichtlich der Befehlsgebung. Der Kreisleiter Wagner, der auch am Ostwallbau eingesetzt war, widerrief plötzlich den Räumungsbefehl und ordnete an, daß vorläufig alles an Ort und Stelle bleiben müsse. Auch wurde darüber gesprochen, daß der Räumungsbefehl tatsächlich schon am 5. gegeben werden sollte, aber irgendwo zurückgehalten wurde. Als dann die Trecks wirklich in Gang kamen, war es zu spät.

Bekanntlich wurden damals 4.000-5.000 Flüchtlinge auf der in das Kurische Haff hineinragenden Halbinsel, der sog. Windenburger Ecke, zusammengedrängt. Dieser Landstreifen wur-

de aber durch die Division Großdeutschland mit hervorragendem Opfermut verteidigt, so daß es gelang, alle Zivilpersonen, allerdings ohne Pferde und Wagen, mit Kähnen über die Kurische Nehrung überzusetzen.

Aus dem Kreis Memel sind vollbeladene Trecks kaum herausgekommen, da der Russe die Treckwege abschnitt. Mindestens ein Drittel der Bevölkerung fehlt. Der Landesbauernführer Sp. äußerte nachher zu St.: "Tausende ... klagen die Unfähigen an."

Bereits am 9. Oktober stand der Russe vor Memel und bombardierte die Stadt. Der Stab der Kreisbauernschaft ging befehlsgemäß aus der Stadt heraus, nachdem der Landrat schon vorher nach Labiau gegangen war, und verlegte seinen Sitz zunächst nach Nidden, später in den Kreis Samland, wo St. bei dem Kreisbauernführer L. Unterkunft fand.

Auch aus dem Kreis Heydekrug sind zahlreiche ländliche Bewohner nicht mehr rausgekommen. Zum Teil lag es auch daran, daß sich die Bauern schwer zum Trecken entschließen konnten. Sie wollten ihre Höfe solange wie möglich vor dem herumstrolchenden Gesindel bewachen und verpaßten dann häufig den richtigen Zeitpunkt. Die flüchtige Bevölkerung kam in die Kreise Labiau und Samland.<<

Flucht aus dem Kreis Memel im Oktober 1944

Erlebnisbericht der Bäuerin Else S. aus Wensken, Kreis Memel in Ostpreußen (x001/2-4):

>>Wir waren Bauern im Kreis Memel in Wensken, Ortsteil Meeßeln. Unsere Vorfahren kamen als Salzburger im Jahre 1732 nach hier und vererbten ihren Hof von Generation zu Generation. Bis wir, die Unglücklichsten in der zahlreichen Reihenfolge, unsere von Urahren geerbte Heimat, Haus und Hof, auf dem Wege der Flucht verlassen mußten. ... Zum ersten Mal sind wir am 3. August 1944 im Treck mit den Nachbardörfern und fremden (Menschen), eine endlose Karawane, etwa 120 km von unserer Heimat (entfernt), geflüchtet.

Nach einer beschwerlichen Reise kamen wir am Sonntag, dem 7. August 1944, in Grünhof-Kippen bei Kreuzingen (Elchniederung) an. Die dortigen Bewohner waren damals friedlich beim Kaffeetrinken. Nach einigen Schwierigkeiten bekamen wir unser Quartier. Auf der Flucht sollten auch Großtiere mitgenommen werden. Einige zogen aber trotz allem wieder zurück in ihre heimatlichen Gefilde. Nach ... 15 km mußte der Zug über ein größeres Moorgebiet, weil die Hauptstraßen für das Militär frei bleiben sollten. Die an Moorland ungewohnten Tiere kamen vom Wege ab und blieben im Moor stecken, wo sie einen elenden Tod finden mußten, weil sich kein Mensch um sie kümmerte. Auch sonst lagen viele verendete Tiere am Wege des Flüchtlingszuges.

Bei unserem Quartierherrn haben wir bei der Ernte mitgeholfen und mit Sehnsucht auf eine Heimkehr gewartet, die dann nach 3 Wochen (erfolgte). ... So sind wir dann im Eiltempo wieder freudig nach Hause gefahren und haben den Roggen, der schon 4 Wochen (überreif) auf dem Felde stand und fingerlange Keime hatte, sowie das andere Getreide unter Dach gebracht. Anschließend wurde die Kartoffelernte beendet. Im September wurde auch der Roggen für das nächste Jahr gesät, obwohl hier und da Stimmen laut wurden, daß wir nochmals fort müßten. Das wollte keiner wahr haben, und wenn schon, dann kommen wir ja im Frühjahr wieder.

Am 7. Oktober 1944 erging der Befehl, am Sonntag, dem 8. Oktober, wieder mit allem bepackt, auf der Straße zu erscheinen. Wer dem Befehl nicht nachkam, galt als Landesverräter und trug die Konsequenzen. Nun war guter Rat teuer, denn viele glaubten nicht mehr ernstlich daran, weil wir ja das erste Mal auch hätten dableiben können. Es sind dann auch nur zwei Nachbarn aus unserem Dorf am Sonntag fort.

Am Montag, dem 9. Oktober, war es für viele zu spät, denn da war die Front schon spürbar in unserer Nähe. Flüchtende Soldaten ermahnten uns zur sofortigen Flucht. Nach größtem Überwinden verließen wir unseren Hof und überließen unsere treuen Tiere ihrem Schicksal.

Für die kurze Strecke von ca. 5 km brauchten wir bis zum Abend. Soldaten, Flüchtlinge aus

Litauen und die Unseren sperrten die Straße, so daß es kein Durchkommen gab. Als durch Bomben ein Munitionslager in die Luft flog, hieß es: "Runter von der Straße, in die Wiesen rein." Darauf wurde die Straße gesperrt, weil schon die Russen sie besetzt hatten. Nun war die Hauptstraße abgeschnitten. Fuhrwerke, die darauf weiter gefahren sind, gerieten unter feindlichen Beschuß. Viele Flüchtlinge kamen dabei ums Leben. Wir haben versucht, auf Nebenwegen unter schwierigsten (Bedingungen) herauszukommen. Wenn wir über den Rußstrom gekommen wären, hätten wir uns außer Gefahr befunden.

In dunkler, unheimlicher Nacht sahen wir, auf unsere Heimat rückblickend, als letzten Gruß die grauenhafte Feuerlohe über unserer Heimatstadt Memel. Kurz vor Heydekrug gerieten wir beinahe in ein Gefecht. Infolge verschiedener Hemmungen am Weg und an den Wagen verloren wir zu unserm Unglück viel Zeit und mußten schließlich in Moorweide abseits vom Wege in ein Gehöft abbiegen.

Mit einem Male hieß es: "Die Russen sind da." Starr vor Schreck schaute ich zu, wie die deutschen Soldaten hinter Gebäuden und Strohschobern in Deckung gingen. Die Nachbarin warf sich auf die Knie und betete laut um Gottes Hilfe, sahen wir uns doch mit unseren Kindern verloren.

Wie durch ein Wunder wurde es plötzlich still, bis dann flüchtende deutsche Kolonnen einsetzten, denen wir uns, nach Abwurf alles nur Entbehrlichen, anschlossen. So sind wir noch vor Sprengung der Pilem-Brücke im Morgengrauen in Minge angekommen. Meterhohe Granathaufen, Ausrüstungen, Autos und aller erdenkliche Hausrat lagen mit erschöpften Menschen am Wege. Tausende von Fuhrwerken standen auf den Mingewiesen und warteten auf die Übersetzung mit einer einzigen Fähre über die Minge.

Viele werden wohl die Zwecklosigkeit eingesehen haben und versuchten schwimmend das andere Ufer zu erreichen. Viele sollen es nicht erreicht haben. Pferde haben wir selbst in der Mitte des Stromes untergehen (sehen). Eine Gutsbesitzerin, die mit mehreren Wagen aus ihrer Heimat fortgefahren war, kam in Labiau nur mit dem, was sie auf dem Leibe hatte, und einer Handtasche an. Ihre Leute ließen sie im Stich, und der Wagen, den sie fuhr, ist auf der Fähre in den Fluß gefallen, weil ihre Pferde scheuten. Sie hat nur mit knapper Not ihr Leben gerettet. Ein Fall von vielen.

In unserer Ratlosigkeit kamen plötzlich Männer in SA-Kleidung gekommen und forderten alle Frauen und Kinder auf, mit dem bereitstehenden Schleppkahn zu fahren. Die Männer sollten noch dableiben, um eventuell noch mit den Wagen zu fliehen. Wir ließen es uns nicht zweimal sagen, weil noch der Schrecken der vergangenen Nacht in unseren Gliedern steckte. Am Nachmittag sind wir fortgefahren. Bei Einbruch der Dunkelheit, es regnete und war sehr finster, blieb unser Kahn mitten im Haff mit abgestopptem Motor stehen. Es war Fliegergefahr, denn man hörte dauernd Fliegergeräusch. Am Morgen sind wir in Labiau gelandet.

Nach mehreren Tagen im Lager kamen wir dann nach Open, Kreis Braunsberg. Nach 14 Tagen mußten wir auch da fort, weil die Quartiere mit nachkommenden Flüchtlingen überfüllt waren. So kamen wir am 3. November in Sebnitz in Sachsen an. Dort konnten wir 5 Monate bleiben, bis wir als Fremde und Nichtsachsen ... am 28. März fort mußten und in Lauterbrunn am 31. März 1945 unsere zweite Heimat bezogen.<<

Flucht aus dem Kreis Angerapp im Oktober 1944

Erlebnisbericht des Landrats U. aus dem Kreis Angerapp in Ostpreußen (x001/4-7): >>Am 20. Oktober 1944, ca. 6 Uhr, erhielt ich die Nachricht, daß der Russe um 3.30 Uhr in Nemmersdorf eingerückt sei. Irgendein Widerstand konnte nicht geleistet werden, da bis auf einige Batterien nennenswerte Kräfte nicht vorhanden waren. Diese Batterien konnten aber links der Straße Nemmersdorf - Gumbinnen ca. 12 Panzer abschießen und damit die Spitzen zum Stehen bringen.

Am Tage darauf wurde eine stärkere Abteilung der Führerbegleitbrigade eingesetzt und Nemmersdorf befreit. Ergebnis der Besetzung von Nemmersdorf waren 62 tote Zivilisten, in der Mehrzahl Frauen und Kinder. Der Kreis Angerapp war am 20. Oktober noch frei.

Am 21. Oktober, etwa um 21 Uhr, kommt (ein) Anruf vom Amtsvorsteher U., daß Russen am Waldrand (von Buylien) auftauchen und Artilleriegeschosse im Gelände einschlagen. ... U. verlangt den Räumungsbefehl. Ich setze mich mit dem stellvertretenden Kreisleiter K. in Verbindung, der nach Befehl des Reichsverteidigungskommissars Koch als Parteibeauftragter nur allein nach vorheriger Fühlungnahme mit Koch oder Dargel Räumungsbefehle geben kann. K. versucht fernmündlich, Dargel zu erreichen, was wegen Abwesenheit unmöglich ist. Ich fordere von K. den Räumungsbefehl ohne Fühlungnahme. K. lehnt ab. Um 23 Uhr wieder Anruf von Amtsvorsteher U. (Er fragt,) was er machen soll. Ich ersuche ihn, mit dem ausdrücklichen Bemerkens, daß ich die volle Verantwortung übernehme, alle Gemeinden seines Amtsbezirkes zu alarmieren und danach abzuziehen.

Etwa 1.30 Uhr am 22. Oktober ruft U. an, daß er abfährt und daß etwa 100 m vor seinem Hof ein russischer Panzer steht, der das Vorgelände bestreicht. Der ähnliche Anruf kommt von L. ca. 2.30 Uhr.

Bei Hellwerden wird festgestellt, daß vom Kreis besetzt ist: Linie Dingelau - Wilhelmsberg. ... Tagsüber versucht K. (stv. Kreisleiter) Dargel (stv. Gauleiter) zu erreichen. Vergeblich. ... NSV-Leiter G., der angeblich Quartier machen will, (ist) unauffindbar. Mir wird berichtet, daß sich Frauen in der Stadt zusammenrotten.

Ich laufe zum Marktplatz, und es gelingt mir durch das Versprechen, die Bevölkerung nicht im Stich zu lassen, die Frauen zu beruhigen. Ich setze ... Kreisschlepper mit Anhängern ein, die alle Frauen und Kinder zum Bahnhof bringen, wo der Vorsteher ca. 40 Güterwagen bereitgestellt hat. S., N. und die Kreiskutscher bzw. Kraftfahrer mit der Begleitmannschaft leisten an diesem Tage Ungeheuerliches. Wenn auch der Russe nicht weiter kam, so ist doch in der Nacht kein Verlust eingetreten, als ca. 120 Bomben in die Stadt fielen, und auch in den nächsten Nächten trat kein ziviler Menschenverlust ein.

Gegen 17 Uhr kommt ein Anruf aus Kleschauen, daß dort noch ca. 100 Frauen und Kinder auf der Straße sind und daß der Russe bereits bei Friedrichsberg näher kommt. K. kann einen Lastkraftwagen beschlagnahmen und schickt ihn nach Kleschauen. Nach 2 Stunden erhalte ich einen Anruf, daß der LKW nicht eingetroffen ist. Ich stelle fest, daß der Baustab (NS-Organisation für Ostwallbefestigung) den LKW kurzerhand für den Abtransport seiner Getränke und Vorräte beschlagnahmt hat.

Ich schicke nun, etwa um 21 Uhr, beide Schlepper zu Hilfe. Die Männer sind so müde, daß sie fast umfallen, aber es wird gefahren. Vorher Anruf vom Baustab, daß er die Auslieferung meiner Schlepper verlangt. Ich weigere mich, und als mit schärfstem Zwang gedroht wird, gebe ich die bindende Erklärung ab, daß ich die Schlepper unter Bewaffnung fahren lasse und auf jeden schießen lasse, der sich den Fahrzeugen nähert. Hörer wird unter Drohungen abgehängt.

Die Schlepper kommen am 23. Oktober, ca. 0.30 Uhr, unbehelligt mit den Frauen und Kindern am Bahnhof West an. Gegen 2 Uhr geht der Güterzug Richtung Angerburg ab. Zu der Zeit beginnt ein Bombenangriff. Verlust ca. 20 Soldaten, hauptsächlich in der Gudwallerstraße.

Während die Frauen und Kinder zum Bahnhof strömten, war dort Kreisleiter L. aufgetaucht, der bald darauf verschwand und betrunken im Gasthause R. gesehen wurde. Diese Tatsache führt später zu seiner Absetzung durch Dargel und Freigabe für die Wehrmacht. Es steht fest, daß in dieser höchst kritischen Situation außer K. (stv. Kreisleiter) keine Parteidienststelle der Kreisinstanz am Platze war und seine Pflicht tat. L. begründete sein Verhalten in meiner Gegenwart, als er von Dargel abgesetzt wurde, er habe zu seinem Bauabschnitt zurückkehren

müssen. Dieser lag in der Gegend von Tilsit.

Endlich, am 23., um ca. 11 Uhr erreicht K. Königsberg und schildert Dargel die Situation. Er wird von Dargel angebrüllt, weshalb er als stellvertretender Kreisleiter nicht die Bevölkerung an der Flucht gehindert habe. Wörtlich: "Ich erwarte in Kürze Meldung, daß sie einige über den Haufen geschossen haben." Auf Einwand von K., daß fast nur Frauen und Kinder da seien, erklärte Dargel, daß diese dann die Häuser verteidigen sollten. Als nach längerem Bemühen K. Dargel klar macht, daß jedenfalls keine Bevölkerung in dem bedrohten Gebiet mehr da ist, gibt Dargel den Räumungsbefehl für den Kreisteil, der begrenzt ist von der Linie: Fluß Angerapp bis zur Stadt Angerapp - Bahnhof Ost - Bahnstrecke nach Goldap. Nach längeren Bemühungen genehmigt Dargel endlich Räumung der Stadt selbst (Gespräch wurde von mir abgehört). ...

Etwa 8 Uhr, am 23. Oktober, treffen ca. 30 Panzer auf dem Markt Angerapp ein, deren Kommandeur (Oberstleutnant) zu mir kommt und erklärt, den Angriff nicht fahren zu können, da die Straße Angerapp - Ostbahnhof durch 3 Reihen Flüchtlingsfahrzeuge verstopft ist. Er müsse durch und könne für die dadurch entstehenden Verluste an eigenen Menschen nicht einstehen. Ich bitte um Zeit von einer Stunde, und es gelingt mir mit der Gendarmerie tatsächlich, die Straße in dem Zeitraum freizumachen und die Kolonnen in Richtung Schabienen abzulenken.

Da die Panzer zu wenig Sprit haben, kann ich dem Kommandeur glücklicherweise noch 9.000 kg Benzin geben, das bei Tenfert lagert und vom Bauabschnitt beschlagnahmt ist. Der Angriff wird etwa 10 Uhr gefahren, und es gelingt, bis zum 24. Oktober den Russen bis Zellmühle (Riauten) zurückzuschlagen.

Nach Beruhigung der Frontlage begann die Vieh- und Getreideräumung. Gespräch mit von J. und seinen Einsatz als Räumungskommissar. Fahrt zur Armee zu Oberstleutnant Gravenhorst. Dort Zusicherung von Hilfe an Mann und Transportmitteln. Schwierig die Freigabe von J. vom Volkssturm. Nach vielen Bemühungen wird stets widerrufliche vorübergehende Beurlaubung von J. genehmigt. Nach ca. 10 Tagen erscheint Landesbauernführer S. bei mir und setzt K. als Bauernführer ab, da er sich von mir habe vollkommen beiseiteschieben lassen. Ich kann K. in Schutz nehmen, da ein Befehl von Koch (Gauleiter) herausgekommen ist, wonach Landräte die Räumung verantwortlich übernehmen.

Dieser Befehl wird später widerrufen und die Bauernführer beauftragt. In den letzten Wochen vor dem ostpreußischen Zusammenbruch wurde dann jede Verantwortung den Kreisleitungen übertragen (Daten leider nicht mehr erinnerlich). Zahlen der Räumung: ca. 38.000 Stück Vieh (darunter große Mengen aus Kreis Gumbinnen und Goldap), rund 20.000 t Getreide. Schweine? (Besonders aus dem Teil ostwärts der Angerapp das meiste von der Wehrmacht wild geschlachtet). Landräte behielten zum Schluß nur noch Verantwortung für Räumung von gewerblichen Gütern und Maschinen. Im Verlauf der 3 Monate bis zum Zusammenbruch der Front hat die Bevölkerung noch an eigenen Sachen große Mengen abtransportiert. ...<<

Evakuierungsmaßnahmen und Flucht aus der Stadt Insterburg im Januar 1945

Erlebnisbericht des Bürgermeisters Dr. W. aus der Stadt Insterburg in Ostpreußen (x001/9-20): >>In der nächsten Zeit folgten nur kleinere Luftangriffe, aber es verschlechterte sich die militärische Lage weiter. Anfang August drang der Feind vorübergehend ins Memelland ein und überschritt auch - es war wohl Anfang September - die Reichsgrenze bei Ebenrode und Schloßberg. Der Ostteil dieser beiden Kreise und das Memelland wurden damals von der Bevölkerung und dem lebenden Inventar evakuiert, und wir erinnern uns alle der Monate, als etwa 20.000 Stück besten Rindviehs auf den Insterwiesen unweit Insterburg standen.

Von der städtischen Bevölkerung war nach dem Luftangriff vom 27. Juli und den anschließenden schwächeren Angriffen ein Teil auf das Land zu Verwandten oder Bekannten gegan-

gen, und das war auch den Nichtberufstätigen, den Frauen und Kindern gestattet. Verboten war ... jede Vorbereitung einer Räumung für den Fall der unmittelbaren Feindgefahr. Derartige Versuche wurden als Defaitismus ausgelegt und mit dem Verfahren vor dem Sondergericht bedroht.

Als ich Anfang August 1944 mit der Planung einer etwaigen Räumung der Stadt beginnen wollte und u.a. Verhandlungen mit der Reichsbahn und der Schiffahrtsgesellschaft in Königsberg führte, wurde ich in harter Form vom Oberpräsidenten und der Regierung zur Rede gestellt. ... Es war nicht leicht eine gute Ausrede zu finden.

In Königsberg machte sich wohl eine Anzahl Leute ihre Gedanken, was wohl geschehen müsse, wenn der Feind in Ostpreußen eindringe, aber wohl auf Veranlassung des Gauleiters Koch durften die im Oberpräsidium verantwortlichen Persönlichkeiten bei ihrer Planung nur mit der Möglichkeit eines vorübergehenden Feindeinbruchs rechnen, der in kürzester Zeit wieder beseitigt sein würde. Und so beschäftigte man sich auch nur mit der Frage, wie wertvolle Warenlager und wichtige Maschinen gerettet und anderweitig sichergestellt werden könnten, und auf welche Weise es zu verhindern wäre, daß der Feind Nutzen aus gewerblichen und industriellen Anlagen zöge.

So geschah es eines Tages, daß die Stadtverwaltung vom Oberpräsidium etwa 150 Briefe abholen mußte, die als "streng geheim" im Tresor zu verschließen waren und auf das Stichwort "Zitronenfalter" an die Adressaten ausgehändigt werden sollten. Diese Briefe waren an die großen und mittleren Industrie- und Handelsbetriebe gerichtet, wie z.B. die Stadtwerke, ... die großen Druckereien, Textil- und Lederwarengeschäfte, Mühlen usw. Durch diesen Brief, der also erst auf Befehl im Falle höchster Gefahr zugestellt werden sollte, wurden die Adressaten, - also die Betriebsführer - aufgefordert, sich unverzüglich zur Bahn zu begeben und dort die sofortige Verladung der wichtigsten Maschinen oder Vorräte zu vereinbaren.

Es war jedem Betrieb ein Ausweichbetrieb in einer anderen ostpreußischen Stadt, Königsberg, Zinten, Heiligenbeil, Allenstein u.a. angegeben. Diese Briefe sind niemals zugestellt worden. Was wäre wohl auch geschehen, wenn wir wirklich einmal im Augenblick der Gefahr nach diesen Weisungen hätten handeln müssen? Es wäre niemals möglich gewesen, in kürzester Zeit für so viele Güter Fahrzeuge und Waggons zu bekommen und außerdem die Arbeitskräfte, um die Maschinen zu demontieren und diese und Vorratslager zur Bahn zu schaffen.

Vorbereitungen zu einem Abtransport der Bevölkerung bei Feindgefahr waren weder getroffen noch gestattet. Der Gauleiter erklärte immer wieder, nicht nur die Wehrmacht, sondern vor allem die jetzt von ihm aufgebotenen Männer würden sich im heimatlichen Boden festkrallen, und kein Feind würde in die Provinz eindringen können.

(Vom) 20. bis 23. Oktober ... erreichten die Sowjets im Norden den Memelstrom, drangen von Osten über Schloßberg hinaus bis wenige Kilometer vor Gumbinnen und nahmen nach Durchschreiten der Rominter Heide die Stadt Goldap. ...

Der Himmel im Osten war rot von Bränden, der Kanonendonner wurde täglich stärker, die Straßen (waren) von Flüchtenden und Fahrzeugen, von Vieh und Pferden verstopft, und unsere Stadt selbst (war) so voller Menschen und Fahrzeuge, daß der Verkehr nur durch Einsatz der letzten Polizeibeamten notdürftig geregelt werden konnte und auch Wehrmachtseinheiten kaum hindurchkamen. Kinder und Fohlen, die ihre Mütter verloren hatten, irrten in den Straßen von Insterburg umher. Der Bahnhof selbst war belagert von Tausenden von Menschen aus den überrannten Grenzkreisen, die angsterfüllt auf ihren Habseligkeiten saßen und auf die Möglichkeit eines Abtransportes warteten.

Die Bevölkerung der Stadt und des Landkreises war äußerst erregt, ratlos und voller Sorge, zumal Nachrichten von den schrecklichen Vorkommnissen in Walterkehmen, Nemmersdorf und Goldap und dem Abschluß sowjetischer Panzer westlich von Gumbinnen bekannt wurden. Züge oder Fahrzeuge zum Abtransport so vieler Menschen standen nicht zur Verfügung. Der

Kreisleiter, dem die Menschenführung oblag, war beim Spateneinsatz in der Provinz eingesetzt, und die Kreisleitung hatte keine Befehle von der Gauleitung erhalten.

Als ich mich daraufhin selbst mit der Gauleitung in Königsberg in Verbindung setzte und dem dort verantwortlichen Sachbearbeiter K. die Lage schilderte und die sofortige Gestellung von Transportzügen verlangte, fragte er mich, ob ich wohl 44 Grad Fieber habe und ermahnte mich, warme Füße und einen kalten Kopf zu behalten.

Erst als ich ihn wiederholt darauf aufmerksam machte, welche Opfer und welche Verwirrung ein einziger Luftangriff auf den mit Tausenden von Menschen angefüllten Bahnhof verursachen müsse, versprach er mir nach längerem Verhandeln, sich mit dem Gauleiter in Verbindung setzen zu wollen, der im Führerhauptquartier bei Rastenburg weile. Wider alles Erwarten wurde ich dann bereits nach einer halben Stunde angerufen und mir erklärt, daß die erbetenen Züge zum Abtransport bereitgestellt werden würden, und tatsächlich kamen die Züge im Laufe der Nacht und auf weiteres Verlangen auch an den folgenden Tagen. So gelang es, den Bahnhof frei zu machen und die Menschen aus der Stadt zu bringen.

Trotz der Schwäche der deutschen Verteidigung kamen die Sowjets nicht weiter vor. Die Front kam zum Stehen und wurde an einzelnen Stellen wieder zurückgedrückt. Goldap wurde wieder genommen, und während der nächsten Monate herrschte im allgemeinen Ruhe. Als Folge der Oktober-Katastrophe ... wurde die "wirtschaftliche Auflockerung" der Stadt Insterburg und ihre Räumung von Frauen, die nicht kriegswichtig eingesetzt waren, von Frauen mit Kindern und nicht volkssturmpflichtigen Männern befohlen. Für das Land war angeordnet worden, daß der Teil des Landkreises, der ostwärts der Linie Angerburg - Nordenburg - Insterburg - Kreuzingen liegt, von Mensch und Vieh zu räumen sei. Aufnahmekreise für Stadt- und Landkreis Insterburg waren der Kreis Mohrungen und das Land Sachsen. Der Teil des Landkreises, der westlich dieser Linie lag, hatte friedensmäßig weiterzuarbeiten.

Da waren die Monate November und Dezember erfüllt mit dem Herausbringen der Menschen, die nicht unbedingt in der Stadt Insterburg sein mußten oder die aus dem östlichen Teil des Landkreises in den Teil Mohrungen verlegt wurden und der Arbeit, die die "wirtschaftliche Auflockerung" machte.

In den ersten Wochen nach den Oktober-Ereignissen waren die Züge nach Mohrungen und nach Sachsen, wohin meist ältere Leute und Frauen mit Kindern gingen, überfüllt. Mit der Zeit, als die Front ruhig blieb und die bekannten Gerüchte über die neuen Waffen und die Stärke der Ostfront verbreitet wurden, ebte der Zustrom zu den Zügen ab, und gar manche Frau oder mancher alte, nicht mehr volkssturmpflichtige Insterburger kehrte zurück, weil man nicht als Evakuierter in der Fremde leben wollte und im eigenen Heim gut mit Brennstoffen und Lebensmitteln versorgt war.

Als alle Aufforderungen, die Stadt zu verlassen, gegenüber Vielen nichts fruchtete, entschloß ich mich, die Lebensmittelkarten denen zu verweigern, die in Insterburg nichts mehr zu tun hatten. Dadurch haben wir manchen zur Abwanderung gezwungen. Aber täglich waren viele bei dem Leiter des Wirtschafts- und Ernährungsamtes, Herrn N., oder mir, mit der dringenden Bitte, die Ausgabe von Lebensmittelkarten doch anzuordnen. Es sei ja keine Gefahr mehr vorhanden, und wenn es doch einmal kritisch werden sollte, dann brauche man auf sie keine Rücksicht zu nehmen, sie würden schon sehen, wie sie wegkämen.

Herr N. und ich sind solchen Wünschen gegenüber immer hart geblieben, weil wir von der Größe der Gefahr überzeugt waren, und so mußte man immer wieder erklären, daß im Falle der Gefahr ein jeder, der nicht unbedingt dableiben müsse, eine große Last sei für die, die dann die Aufgabe hätten, die Stadt schleunigst zu räumen. Gar mancher ist damals voller Zorn von dannen gegangen. ...

Besondere Schwierigkeiten machte dabei das Landesernährungsamt in Königsberg, bei dem sich viele beschwerten und das uns anwies, die Lebensmittelkarten in jedem Falle auszuhän-

digen. Wir haben diese Anordnung nicht befolgt und dadurch erreicht, daß die meisten Betroffenen zur Evakuierung gezwungen wurden. Wir haben aber damals feststellen müssen, daß die evakuierte Bevölkerung praktisch dreimal aus Insterburg abtransportiert werden mußte, weil die Menschen immer wieder zurückkamen. Die Zahl der in der Stadt verbliebenen Insterburger sank aber im Laufe der Monate November und Dezember auf etwa 8.000 bis 10.000 Einwohner Anfang Januar 1945.

"Die wirtschaftliche Auflockerung" hatte das Ziel, industrielle, gewerbliche und Handelsbetriebe stillzulegen und in den Aufnahmekreis Mohrunen oder andere ostpreußische Kreise zu verlagern, soweit diese Betriebe nicht mehr unbedingt für die Wehrmacht und die verringerte Bevölkerung von Insterburg Stadt und Land notwendig waren. Daher wurden im Laufe des November und Dezember nicht nur Lebensmittel- und andere Einzelhandelsgeschäfte, die Betriebe von Bäckern, Fleischern und anderen Handwerkern nacheinander geschlossen und in den Kreis Mohrunen oder anderswohin verlagert, sondern auch die großen Betriebe ... ganz oder teilweise demontiert und die Maschinen und alle wichtigen Einrichtungen nach bestimmten Aufnahmeorten wie Königsberg, Heiligenbeil, Mohrunen, Samland usw. versandt.

Die technische Nothilfe, der Luftschutzinstandsetzungsdienst und auch zeitweise eine Pioniereinheit waren von früh bis spät mit dem Abbau und der Verpackung beschäftigt.

Unbegreiflicherweise war es streng verboten, Maschinen und Gerätschaften und Vorräte an Lebensmitteln, Textilien usw., soweit sie nicht gebraucht wurden, außerhalb Ostpreußens zu verlagern. Jeder entsprechende Versuch wurde, oft unter Drohungen, verhindert. ... Alles, auch wenn es künftig nutzlos herumlag, mußte in Ostpreußen bleiben. Nicht einmal in die Nachbarprovinz Westpreußen-Danzig, die wegen Differenzen Koch - Forster als "feindliches Ausland" galt, durften Auslagerungen vorgenommen werden. ...

Die Bevölkerung selbst durfte nur Hausrat in Kisten ins Reich schicken oder anderweitig auslagern, darüber hinaus höchstens einmal einen zerlegbaren Schrank oder Bettgestelle. Das Verladen von Möbeln war verboten. So ist es nur wenigen Familien gelungen, etwas zu retten. Denn das, was ausgelagert wurde, wurde meist nicht weit genug geschickt und ist irgendwo in der Provinz, in Westpreußen, Pommern oder Schlesien verloren gegangen.

... Die Schulen waren seit dem 20. Oktober restlos geschlossen und die Lehrkräfte - soweit nicht volkssturmpflichtig - anderweitig eingesetzt oder beurlaubt. Da die Arbeit zur Beseitigung der Bombenschäden, die das Stadtbauamt unter Einsatz auswärtiger Handwerkertrupps leitete, eingestellt wurde, beschäftigte dieses sich in der Hauptsache mit dem Ausbau von Maschinen in gewerblichen Betrieben.

Mit der Evakuierung eines großen Teils der Bevölkerung sank auch die Zahl derer, die Familienunterhalt oder Unterstützungen bekamen, sowie der Empfänger von Lebensmittelkarten und vom Wirtschaftsamt Betreuten. Das Stadtsteueramt erhielt Anweisung, weitgehend auf die besonderen Verhältnisse und die Abwesenheit der Steuerpflichtigen Rücksicht zu nehmen. Und so war es bald möglich, einen großen Teil der Städtischen Verwaltung und vor allem die älteren und weiblichen Gefolgschaftsmitglieder in den Aufnahmekreis für die Stadt Insterburg zu verlegen und in Mohrunen selbst eine Filiale der Stadtverwaltung einzurichten. Dorthin kam alles, was nicht in Insterburg selbst unbedingt gebraucht wurde.

Zum Leiter der Mohruner Verwaltung wurde Herr Oberstudiendirektor Dr. Sch., der Leiter der Hindenburg-Oberschule für Mädchen, bestellt, da Stadtrat Dr. S. bereits Anfang Oktober wieder zur Wehrmacht einberufen worden war und die beiden anderen Beigeordneten erkrankten. Regierungspräsident Dr. R. war mit seiner Dienststelle aus Gumbinnen, das unter ständigem Beschuß lag, nach Insterburg übergesiedelt und hatte einen Teil des neuen Rathauses in der Forchestraße bezogen.

Gauleiter Koch organisierte Ostbefestigungen und Volkssturm und erklärte immer wieder, daß keine Gefahr für die Bevölkerung bestände. Wehrmacht und Volkssturm würden in den neuen

Ostwall-Stellungen, die mit Panzergräben und "Kochtöpfen" (Einmann-Betonlöchern mit Betondeckeln) ausgestattet seien, jeden feindlichen Angriff zunichte machen. Auch Generaloberst Reinhardt erklärte anlässlich der Verteidigung des Volkssturmes auf dem Insterburger Sportplatz, daß er die Front halten werde. In Wirklichkeit wußten wir alle, daß die Ostfront völlig ungenügend durch Truppen gesichert war.

In Insterburg war nunmehr auch ein Kampfkommandant, der im Divisionsgebäude (altes Krankenhaus) saß. Dieser unterrichtete mich laufend über die Lage und so wurde auch mir bereits im November bekannt, daß die Sowjets drei große Angriffsarmeen bereitgestellt hatten. Die eine ostwärts Gumbinnen mit der Stoßrichtung Königsberg, die zweite ostwärts Zichenau mit der Stoßrichtung Danzig - Elbing und die dritte bei Warschau, die die stärkste Truppenansammlung dieses Krieges gewesen sein soll und die Aufgabe hatte, auf Berlin zu marschieren.

Obleich die deutsche Heeresführung dies alles wußte, entblökte sie den Osten weiter und warf zahlreiche Divisionen aus dem ostpreußischen Raum nach Westen, um die sinnlose Ardennenoffensive zu starten.

Anfang November konnte jeder einsichtige Mensch erkennen, daß der baldige Einbruch des Feindes bis weit nach Ostpreußen hinein nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich war. Trotzdem verbot Gauleiter Koch weiterhin jede Planung oder Vorbereitung einer Räumung und Rettung der Bevölkerung im Falle der höchsten Gefahr. Falls die Front kleine Veränderungen erfahre, müsse eben "improvisiert" werden. Wer an dem Endsiege oder an der Festigkeit der Ostfront zweifele, sei ein Defaitist (Miesmacher), und gegen diese würde auf das Schärfste vorgegangen werden. Diese Haltung und Auffassung der höchsten Befehlsstelle der Provinz schien mir ein Verbrechen gegenüber der im Ernstfall wehrlosen Bevölkerung, und ich bin heute froh, sie nicht geachtet und ihr entgegen gehandelt zu haben.

Anfang November konnte jeder einsichtige Mensch erkennen, daß der baldige Einbruch des Feindes bis weit nach Ostpreußen hinein nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich war. Trotzdem verbot Gauleiter Koch weiterhin jede Planung oder Vorbereitung einer Räumung und Rettung der Bevölkerung im Falle der höchsten Gefahr. Falls die Front kleine Veränderungen erfahre, müsse eben "improvisiert" werden. Wer an dem Endsieg oder an der Festigkeit der Ostfront zweifele, sei ein Defaitist und Miesmacher, und gegen diese würde auf das Schärfste vorgegangen werden. Diese Haltung und Auffassung der höchsten Befehlsstelle der Provinz schien mir ein Verbrechen gegenüber der im Ernstfall wehrlosen Bevölkerung, und ich bin heute froh, sie nicht geachtet und ihr entgegen gehandelt zu haben.

Anfang November entwarf ich einen genauen Plan für die sofortige Räumung der Stadt Insterburg im Fall höchster Feindgefahr. Er enthielt bis ins einzelne gehende Anordnungen für die Verwaltung, Werke, Polizei, Organisationen, Behörden, Betriebe, Fahrzeuge und Bestimmungen über Alarmierung, Sammelplätze, Abtransport der Bevölkerung usw. Es waren Vereinbarungen mit der Reichsbahn getroffen und der Fahrbereitschaft bezüglich der LKWs und PKWs, sämtliche Zeiten und Uhrzeiten sowie die Aufgaben der verantwortlichen Stellen und Personen genau festgelegt.

Die Aufstellung dieses Planes hatte sofort ein positives Ergebnis. Es trat bei einem Teil der Bevölkerung, insbesondere bei den Behörden und Betriebsangehörigen eine gewisse Beruhigung ein, weil die Menschen nun wußten, daß für den Fall der Gefahr Vorbereitungen getroffen sind. Vor allem die weiblichen Kräfte in den Verwaltungen, die vorher oft mit der besorgten Frage kamen: "Kommen wir auch mit, wenn es so weit ist?", taten erleichtert und vorbildlich ihre Pflicht.

Die große Befürchtung, daß diese Räumungsvorbereitungen dem Gauleiter bekannt werden könnten, hat sich als unbegründet erwiesen. In einer Kameradschaft haben alle, die davon wußten oder daran beteiligt waren, geschwiegen. Ich konnte sie nur bitten, den Mund zu hal-

ten, damit uns dieser Weg offen bliebe. Zu großem Dank sind wir insbesondere auch dem Regierungspräsidenten Dr. R. verpflichtet, der von diesen Räumungsvorbereitungen bis ins Kleinste unterrichtet war, sie stillschweigend förderte und pflichtwidrig nichts nach Königsberg meldete.

Es folgt eine Aufzählung verschiedener Einzelheiten im Zusammenhang mit den Räumungsvorbereitungen, worauf der Bericht fortgesetzt wird:

Anfang Januar besserte sich das Wetter, es kam Frost und Schnee, und am 13. Januar, etwa 7 Uhr war es wohl, hörten wir ein Rollen und glaubten, daß eine größere Zahl von Panzern durch Insterburg führe. Aber bald wußten wir, daß der Russe zum Großangriff angetreten sei und ein zweistündiges Trommelfeuer auf die deutschen Stellungen eröffnet habe.

In den ersten Tagen des Angriffs, der auf der ganzen Ostfront gleichzeitig einsetzte, gelang es den sowjetischen Truppen nur an einigen Stellen insbesondere westlich ... von Schloßberg etwas vorzukommen. Am 17. Januar aber gelangen ihm tiefe Einbrüche mit Panzern, die am 18. bei Szillen und Grünheide die Bahnlinie Insterburg - Tilsit überschritten und auch bis in die Eichwalder Forst vorstießen.

Am 19. Januar, etwa 4.30 Uhr, wurde mir vom Kreisleiter fernmündlich der Befehl des Reichsverteidigungskommissars durchgegeben, daß die Räumung der Stadt Insterburg befohlen sei. Sie brauche aber nicht überstürzt (zu) werden, man habe etwa 5 Tage Zeit.

Die Stadtwerke sollten noch nicht stillgelegt werden, die industriellen Betriebe der Stadt wie z.B. Brauerei D. usw. und auch die Landwirte sollten noch nicht trecken, sondern (einen) besonderen Befehl abwarten. Es sei möglich, daß sich die Lage bessere. ... Dieser allgemeine Befehl zur Räumung war der letzte Befehl, den ich von einer höheren Dienststelle erhalten habe. ...

Sogleich nach Eingang des Räumungsbefehls wurde die Bevölkerung alarmiert, aber nicht durch Läuten der Kirchenglocken und Schüsse an den Straßenecken, wie es ursprünglich für den Fall des plötzlichen Feindeinbruchs vorgesehen war, sondern mündlich und durch einen Lautsprecherdienst, der von Lehrer Sch. und Mittelschullehrer N. organisiert worden war. Da nach Ansicht der Königsberger Stellen eine akute Gefahr nicht bestand, hatten wir keine Veranlassung, die Bevölkerung unnötig und überflüssigerweise zu beunruhigen. So wie es in dem Räumungsplan vorgesehen war, traten unverzüglich noch vor Hellwerden Betriebsführer und Behördenleiter, die Abteilungsleiter der Städtischen Betriebe, Polizei, Feuerschutzpolizei, Organisationen usw. bei mir zu Besprechungen zusammen, wobei es im großen und ganzen genügte, auf die Einzelheiten des Räumungsplanes hinzuweisen.

Und nun geschah, was ich kaum zu hoffen gewagt hatte. Der theoretische Räumungsplan bewährte sich bis in seine Einzelheiten. In vorbildlicher Pflichterfüllung und Zusammenarbeit tat jeder, was ihm aufgetragen oder für ihn vorgesehen war.

Die Evakuierung der Bevölkerung begann bereits in den Morgenstunden mit fahrplanmäßigen und besonderen Räumungszügen, mit LKW und PKW und ging trotz der inneren Spannung und des Wissens um die Nähe des Feindes und der großen Gefahr in Ruhe und ohne besondere Hast vor sich.

Als ich im Laufe des Vormittags dieses Tages trotz mehrfacher Anrufe von Königsberg keinen Treckbefehl für die gewerblichen und landwirtschaftlichen Betriebe bekam, gab ich die entsprechende Anordnung, so daß die meisten Betriebe schon am Freitag zu trecken begannen.

Die Beamten und Angestellten der Stadtverwaltung, die noch in Insterburg waren, wurden z.T. mit der Bahn, z.T. mit Omnibussen nach Mohrungen in Marsch gesetzt. Lediglich den weiblichen Gefolgschaftsmitgliedern stellte ich frei, sich sofort unmittelbar in den Aufnahmegau Sachsen oder anderswohin ins Reich zu begeben und sich von dort aus zu melden. Diese Anordnung widersprach zwar den Weisungen aus Königsberg, erschien aber angebracht.

Neben der Räumung der Stadt durch die Bevölkerung mußte das wertvollste Maschinenmaterial und anderes Gut, das dem Feind nicht in die Hand fallen sollte, fortgeschafft werden. Das galt insbesondere auch für die Autoreparaturwerkstätten Toussaint und Wollenschläger, die nicht verlagert waren, weil sie für die Wehrmacht arbeiteten. Vor allem sollten von den Maschinen und Anlagen, die nicht in vollem Umfang verlagert werden konnten, wichtigste Teile herausgelöst und weggeschafft werden, damit sie nicht gebrauchsfähig dem Feind in die Hand fielen. Diese sogenannte "Lähmung" der wichtigsten Betriebe wurde am Freitag, begonnen und am Sonnabend, dem 20. Januar beendet.

So herrschte am Freitag, dem 19. Januar, bei aller Betriebsamkeit und der verhaltenen Furcht vor ganz plötzlich eintretenden Ereignissen eine unbedingte Ruhe, obgleich der Feind die Eichwalder Forst schon zu einem erheblichen Teil durchschritten hatte und unser Insterburger Volkssturm dort unter schweren Verlusten gekämpft hatte. Dort soll auch Oberstudiendirektor K., der Leiter unseres staatlichen Gymnasiums, gefallen sein.

Am 19. und in der Nacht zum 20. Januar hatte wohl die Hälfte bis zwei Drittel der Bevölkerung Insterburg verlassen, wobei sich bei der Freimachung der Stadt besonders die Herren N. und Sch. auszeichneten. Ganz vorzüglich bewährte sich unsere Schutzpolizei unter Führung des Hauptmanns S., der Reviervorsteher O. und Sch., des Revierleutnants M. und des Meisters B. Auch ihnen, die sich mit ihrer ganzen Persönlichkeit bei der Räumung der Bevölkerung einsetzten, verdankt wohl mancher Insterburger sein Leben. Besonders schmerzlich war mir daher später die Nachricht, daß Hauptmann S. und seine Frau in Königsberg nach der Kapitulation der Stadt aus dem Leben gegangen sind.

Bis zum Morgen des 20. Januar wurde die Räumungsaktion in Insterburg durch den Feind nicht gestört. Auch vorgesetzte Dienststellen traten nicht mehr mit Anordnungen in Erscheinung, obgleich von den Räumen der örtlichen Luftschutzleitung Verbindung mit Königsberg durch Telefon und Funk bestand. Lediglich mit dem Regierungspräsidenten, der seine Dienststelle nach Norkitten verlegt hatte, wurde Verbindung gehalten.

Es war am Morgen des 20. Januar, gegen 9 oder 10 Uhr, - die letzten Omnibusse mit Gefolgschaftsmitgliedern der Stadtverwaltung, unter Führung des Rechnungsdirektors A., sollten gerade abfahren, - als ein schwerer, über 3stündiger russischer Luftangriff auf die Stadt einsetzte. ... Zum letzten Male heulten die Sirenen in Insterburg. ... In rollendem Einsatz wurden bis gegen Mittag auf alle Stadtteile Spreng- und Brandbomben geworfen, die große Brände und Zerstörungen ... verursachten.

Die Feuerlöschpolizei begann schon während des Angriffs mit den Löscharbeiten, die aber durch den starken Frost und vor allem die ständige Feindeinwirkung sehr erschwert wurde. Sie leistete dabei wieder Hervorragendes und löschte viele Brände ab oder es gelang ihr zum mindesten, sie auf ihren Herd zu beschränken. Das war notwendig, weil immer noch die schwache Möglichkeit bestand, daß sich die Lage im letzten Augenblick wieder festige, und deshalb mußte ein Ausbreiten der Brände verhindert werden.

Während dieser Angriffe rumpelte der eingesetzte Lautsprecherwagen, immer wieder von Bombensplittern getroffen und notdürftig instand gesetzt, durch die Straßen der Stadt und gab dem Rest der Bevölkerung Weisung für das Verlassen der Stadt. Da die Stadt schon fast leer war, kamen bei diesem Angriff nur etwa 30 Zivilpersonen und Wehrmichtsangehörige ums Leben. Vorzüglich arbeitete der Luftschutzsanitätsdienst unter Führung des städtischen Vollziehungsbeamten N., der stets sofort zur Stelle war, um die Verwundeten zu bergen und zu versorgen.

Als der letzte Feindverband gegen 13 Uhr abgeflogen war, setzten wir die letzten Omnibusse in Marsch und fanden uns vor der Luftschutzbefehlsstelle zusammen, um die Lage zu besprechen. Es waren nicht mehr viele, die hier noch zusammen kamen, aber es waren auch noch manche da, die schon hätten gehen können und die nur ihr hohes Pflichtgefühl in der bren-

nenden Stadt zurückgehalten hatte.

Ich gedenke dabei noch der Unterhaltung mit unserem Superintendenten F., der nicht gehen wollte, weil er noch die Opfer des Angriffs beerdigen müsse, außerdem aber auch aus Königsberg keine Weisung zum Verlassen der Stadt habe. Diese Weisung zu geben, war ich berechtigt, aber Superintendent F. verließ die Stadt erst, nachdem er die Toten zu Grabe geleitet hatte.

Bald nach Mittag setzten wieder leichtere Luftangriffe ein, und als wir uns etwa gegen 15 Uhr zur Lagebesprechung in meiner Befehlsstelle in der Forchestraße trafen, wurde mir berichtet, daß der Feind bei Feideck Artillerie eingesetzt habe und daher in Kürze mit Artilleriebeschuß zu rechnen sei. Angesichts dieser Tatsache wurde endgültig die Räumung der letzten Betriebe angeordnet. Der ausgeschickte Lautsprecherwagen kam nicht weit - Alter Markt, Hindenburgstraße, Belowstraße, Wasserturm, - da setzte ein neuer Treffer einer Fliegerbombe den Wagen endgültig außer Aktion.

Zum letzten Mal ließen wir die Glocken der Lutherkirche läuten, um noch einmal die (Insterburger) zum Verlassen der Stadt aufzufordern, die trotz aller Mahnungen noch nicht gegangen waren. Bergungszüge und Fahrzeuge standen planentsprechend bereit, und so wurde die Evakuierung der Stadt im Laufe des Nachmittags des 20. Januar beendet.

Der Feind hatte inzwischen, wie mir der Kampfkommandant General Dormagen erklärte, den Stadtteil Sprindt erreicht und sich auch im Norden weit um die Stadt herumgeschoben. Als es uns seltsam vorkam, daß Bomben immer in die Nähe des Bahnhofs und der Siehrstraße fielen, merkten wir, daß der Artilleriebeschuß begonnen hatte. Gegen Abend habe ich bei Durchfahren und Durchgehen der Stadt keine Menschen mehr gesehen, die in Insterburg nichts mehr zu tun hatten. Und es war gut so, denn die militärische Lage hatte sich weiter sehr verschlechtert. Der Feind hatte sich bereits bis Merkthausen vorgeschoben und einzelne Feindpanzer machten die Chaussee Insterburg- Königsberg unsicher.

In Insterburg selbst war gegen Abend des 20. außer einigen Wehrmachtsangehörigen, die in der Hauptsache zu rückwärtigen Diensten gehörten, nur noch der Insterburger Volkssturm, der vor allem bei Althof eingesetzt war und über schwere Waffen nicht verfügte, ferner die Schutzpolizei, die Feuerschutzpolizei, der Sanitätsdienst, Teile der Technischen Nothilfe und ein Räumungskommando, das ich mir in Stärke von etwa 25 Mann zurückbehalten hatte und das über einen LKW und über einige PKWs verfügte. ...

Am Spätnachmittag wurde ich im Auftrage des Regierungspräsidenten von dem Dezernenten der Schutzpolizei der Regierung, Oberstleutnant Sch., angerufen und gefragt, warum wir Insterburg noch nicht verlassen hätten, die militärische Lage sei doch so, daß mit dem Eindringen des Feindes im Laufe der Nacht gerechnet werden müßte. Da der Kampfkommandant mir aber die Lage noch nicht so ernst geschildert hatte, hielt ich es jedoch für richtig, noch in Insterburg zu bleiben.

Und nun kam die letzte Nacht in unserer Heimatstadt, die für alle Zurückgebliebenen wohl unvergeßlich bleiben wird. ...

Der Sonntag, der 21. Januar 1945, war trübe und kalt. Das war uns allen von Nutzen, da nur wenige feindliche Flieger sichtbar wurden. Der letzte Treck der Stadtwerke ging in den Morgenstunden in Richtung Heiligenbeil. Beim Durchfahren der Straßen konnte man feststellen, daß Menschen nicht mehr in der Stadt waren. Wohl kann es sein, daß sich Einzelne in den Kellern versteckt hatten, die Insterburg nicht verlassen und freiwillig den feindlichen Einmarsch abwarten wollten. Am Vormittag wurden von den letzten zurückgebliebenen Luftwafeneinheiten große Sprengungen auf dem Flugplatz durchgeführt.

Der letzte Kommandant des Flugplatzes, Oberst von B., setzte seinem Leben selbst ein Ende. Der Feind war inzwischen bis Waldgarten ... vorgedrungen und schoß, außer mit Artillerie, mit leichten Granatwerfern in die Stadt. Da nunmehr die Gefahr bestand, daß sowohl vom

Osten wie auch vom Norden in Kürze mit einem Einbruch zu rechnen war, entschloß ich mich, am Nachmittag des 21. Januar, mit dem Räumungskommando die Stadt zu verlassen und zunächst nach Schulzenhof zu gehen, um dort zu übernachten.

Zahlreiche Einwohner, die den Weg zu dem unter Beschuß liegenden Bahnhof nicht gewagt hatten, waren zu Fuß nach Waldhausen gegangen. Dort standen um die Mittagszeit des 21. Januar rund 1.700 Menschen. Leider war niemand da, der für den Abtransport verantwortlich war. In aller Eile wurden Mittelschullehrer N. und Lehrer A. dort hingeschickt. Ihrem tatkräftigen Eingreifen ist es zu danken, daß bereits um 14 Uhr ein Zug von Königsberg nach Waldhausen kam und die Hälfte der versammelten Frauen und Kinder mitnahm. Der zweite Zug sollte in einer Stunde folgen. Stunde um Stunde verrann, von einem Zug war nichts zu sehen. Obgleich Herr N. sich jede nur erdenkliche Mühe gab, war ein Zug, der bis nach Waldhausen fahren sollte, von Königsberg nicht mehr zu erhalten.

Eine frostkalte Nacht brach herein. Ein Feldwebel der Wehrmacht erhielt den Befehl, die Brücken zu sprengen, da diese bereits unter russischem Maschinengewehrfeuer lagen. Was sollte dann aus den Frauen und Kindern werden? Herr N. handelte immer wieder einen kurzen Aufschub für die Sprengung heraus, aber der Zug kam nicht. Die Russen hatten bereits den Pregel überschritten. Die Menschen standen geduldig auf dem Bahnsteig, sie ahnten nicht die Größe der Gefahr. Ein Artilleriehauptmann ließ abprotzen, er verlangte Freimachung des Bahnhofes, da er feuern müsse. Im Räume des Stationsvorstehers verhandelte Herr N. immer wieder mit Königsberg, er bat, er wurde grob, er verhandelte wieder und bat wieder.

Endlich um Mitternacht schob sich langsam ein langer Zug in den Bahnhof. Und nun begann der Ansturm auf diesen letzten Zug. Es hatten sich inzwischen noch zahlreiche Kriegsgefangene mit vielem Gepäck eingefunden, die für sich und ihr Gepäck den besten Raum in Anspruch nahmen. Es war den beiden, vom Volkssturm abkommandierten Männern unmöglich, mit Machtmitteln einzugreifen. Erst als Herr N. bekanntgab, daß der Zug erst dann abfahre, wenn die letzte Frau im Zug untergekommen sei, kam man zur Vernunft.

Am 22. Januar 1945, gegen 1 Uhr nachts, fuhr der Zug aus dem Bahnhof. Bis auf die Herren N. und A., die keinen Marschbefehl hatten, blieb niemand zurück und bis auf wenige Stücke auch kein Gepäck. Herr N. und Herr A. sahen den letzten Zug davonfahren mit dem stolzen Gefühl, den letzten Insterburgern eine letzte Möglichkeit zum Abtransport geschaffen zu haben.

Sie stampften durch den verschneiten Wald nach Schulzenhof. Bei Norkitten rumpelten bereits die russischen Panzer. Als sie in Schulzenhof ankamen, verließen gerade die letzten Wehrmachtsteile den Ort. Sie begaben sich nach Jänichen, und von der Höhe aus bot sich ihnen das furchtbare Bild ihrer brennenden, untergehenden Stadt.

Das Räumungskommando der Stadt konnte seine Aufgabe am 21. Januar nicht mehr fortsetzen und verließ in den Morgenstunden des 22. Januar mit mir Schulzenhof, da auch dort Feindgefahr bestand, zumal sowjetische Einheiten schon in der Nacht bei Norkitten den Pregel überschritten hatten. Ich selbst versuchte über Allenburg nach Mehrunen herein zu kommen, wohin ja der größte Teil der Stadtverwaltung verlagert war. Dort war aber am Dienstag, dem 23. Januar früh bereits der Feind eingebrochen. Die Weiterfahrt nach Elbing verhinderten sowjetische Panzer. Die Mehrzahl der Mitglieder des letzten Räumungskommandos von Insterburg fand sich in Braunsberg zusammen, von wo dann gemeinsam der Weg über das Eis des Frischen Haffs und die Nehrung nach Danzig angetreten wurde.

Die meisten Männer, Frauen und Kinder aus unserer Heimatstadt sind heute am Leben. Aber trotz aller Maßnahmen ist doch mancher von ihnen in Königsberg, in Mohrunen, Heiligenbeil oder anderswo vom Feinde überholt worden und hat ein schweres Schicksal gehabt oder ist zugrunde gegangen.<<

Flucht über das Frische Haff im Januar und Februar 1945

Erlebnisbericht des Superintendenten Paul B. aus dem Kreis Heiligenbeil in Ostpreußen (x001/65-71): >>Im August 1944 fanden die ersten Einbrüche der Russen in die Grenzbezirke der Provinz Ostpreußen statt, was die Räumung eines Teiles der Provinz, vor allem des Memelgebietes und der Kreise Tilsit, Ragnit, Pillkallen, Stallupönen und Goldap zur Folge hatte. Da ich, seit 1937 aus Ostpreußen ausgewiesen, später, nach meiner Entlassung aus dem Militärdienst Anfang 1944, von der Gestapo die Erlaubnis erhielt, in den Regierungsbezirk Gumbinnen zurückzukehren, verwaltete ich im Norden Ostpreußens das Kirchspiel Aulowönen. Von hier konnte ich die ersten Beobachtungen über die Räumung machen.

Anfang August 1944 stand eine gewaltige Übermacht der Russen an der ostpreußischen Grenze, jeden Augenblick bereit, die deutsche Front einzudrücken. ... Von sachkundiger Stelle wurde dem Gauleiter Koch im August 1944 ein Plan zur Räumung Ostpreußens von der Zivilbevölkerung und eine Umlagerung der kostbaren Bestände an Getreide, Vieh, Pferden usw. unterbreitet, wobei militärische Bewegungen keineswegs gestört werden sollten, doch wurde dieser Plan abgelehnt mit dem Bemerkung: "Wer noch einmal von Räumung spricht, gilt als Verräter."

So ging die Provinz mit sehenden Augen ins Verderben.

Ende August 1944 langten die ersten Flüchtlingsströme aus dem Gebiet Tilsit, Ragnit in Aulowönen, Kreis Insterburg, an. Täglich zogen ca. 10.000 Menschen mit Wagen, Vieh und Pferden durch die Dörfer. Das Wetter begünstigte die Flucht, da im Freien übernachtet werden konnte, auch bestand noch keine Gefahr durch Flugzeuge. An manchen Tagen wurden Herden bis zu 5.000 Stück hochklassigen Rindviehs durch die Dörfer getrieben bis zu den großen Wiesen bei Insterburg und Georgenburg. Hier hatte sich schon eine Herde von ca. 40.000 Stück wertvollster ostpreußischer Viehbestände zusammengefunden, es konnten täglich jedoch nur etwa 1.000 Stück abtransportiert werden. Es war ein Jammer, das Sterben des Viehs miterleben. Der größte Teil der Tiere mußte ungemolken bleiben, da nicht genügend Melker vorhanden waren. Das verursachte den Kühen ungeheure Schmerzen, und das unheimliche Brüllen der Tiere war weithin vernehmbar.

Der Strom der Flüchtlinge, die in Richtung Süden der Provinz weiterzogen, hörte nicht mehr auf. Im Pfarrhaus und Wirtschaftshof der Kirchengemeinde Aulowönen übernachteten jede Nacht einige hundert Menschen mit ihrer mitgeführten Habe bzw. ihren Planwagen. Nun wurde von der Behörde weitere Räumung angeordnet, doch waren viele Bauern nicht zu bewegen, ihre Scholle zu verlassen. Die Chaussee Insterburg - Skaisgirren war nach Norden die Räumungsgrenze, so daß das von mir verwaltete Kirchspiel zu einer Hälfte nach Kreis Mohrunen, im Süden Ostpreußens, evakuiert wurde. Es war etwa September/Oktober 1944. Ungefähr $\frac{3}{4}$ der betroffenen Bevölkerung folgte der Aufforderung. In Mohrunen angekommen, mußten die Besitzer ihre Gespanne wieder zurückschicken und die Felder mit der Herbstsaat bestellen.

November 1944 setzten dann größere Beunruhigungen durch russische Flieger ein, auch begannen Fliegerangriffe auf Tilsit.

Am 13. Januar 1945 setzte der Generalangriff an der Grenze mit Trommelfeuer und Durchbruch von Panzern ein.

Am 14. Januar hielt ich den letzten Gottesdienst in der Kirche zu Aulowönen. Der Räumungsbefehl für den Rest des Kirchspiels mit 22 Dörfern und ca. 3.000 Menschen wurde nicht gegeben, obwohl schon deutsche Truppen aufgelöst zurückfluteten und einzelne Formationen Aulowönen räumten. Die Panzer der Russen hatten (die Gebiete von) Skaisgirren - Georgenburg durchstoßen und die ganze Front in einer Tiefe bis zu 50 km zum Wanken gebracht.

Am 18. Januar 1945 begann ein furchtbares Durcheinander. In wenigen Stunden mußte alles

geräumt werden, da dem Russen keine deutschen Truppen mehr gegenüberstanden. An manchen Abschnitten wollten die Soldaten nicht mehr kämpfen, sie warfen die Gewehre fort und ergriffen die Flucht. Erst hinter ihnen flüchtete die Bevölkerung, die schon da schweren Blutzoll zahlen mußte. Ein kleinerer Teil wurde von den Russen überrannt, die anderen auf der Straße bis Wehlau und Tapiau eingeholt und z.T. vernichtet; man kann dabei an 1/3 der Restbevölkerung Aulowönens denken. –

Die Flüchtenden wählten die verschiedensten Wege, um nur erst über den Pregel bei Norkitten, Wehlau und Tapiau zu kommen. Allgemeine Richtung war Bartenstein, Preußisch Eylau und Königsberg. Die Hoffnung, daß die Russen an den Flußläufen von Pregel und Deime aufgehalten werden würden, trog leider. So entkamen nur diejenigen, die mit aller Kraft unermüdlich und ohne Aufenthalt Tag und Nacht nach dem Westen strebten, alle nur mit dem notwendigsten Proviant und den unentbehrlichsten Dingen bepackt.

Mir selbst gelang es, am 20. Januar 1945 nach Liebstadt zu kommen, wo ich am 21. noch der dorthin evakuierten Aulowöner Gemeinde einen Gottesdienst hielt und einzelne Glieder besuchte. Doch bereits im Laufe des Tages zogen auch hier flüchtende Kolonnen von Militär und Zivil durch, die unter allen Umständen noch am 21. Januar die Nogat erreichen wollten. Am gleichen Tage hatten aber die Russen bei Elbing die Provinz Ostpreußen bereits abgeschnürt, und niemand konnte mehr über Land nach dem Westen gelangen.

In der Nacht vom 21. zum 22. Januar mußte die Bevölkerung auch aus Liebstadt heraus, da der Russe ganz in der Nähe war. Militärfahrzeuge nahmen einen Teil der Menschen mit, die anderen versuchten, in Richtung Wormditt, Mehlsack, Braunsberg das Haff zu erreichen. Die Flucht fand in starkem Schneegestöber statt. Ein großer Teil der Bevölkerung der in der Mitte Ostpreußens gelegenen Kreise wurde bei der Flucht von den Russen überholt und erlitt schwere Verluste.

Mir gelang es, zu Fuß bis Wormditt zu kommen, dort fand ich ein Militärauto, das nach Mehlsack fuhr und mich dorthin mitnahm. Von hier ging endlich noch ein letzter Zug nach Braunsberg. Dort traf man schon auf zurückkehrende Züge aus Richtung Elbing, die nicht mehr durchgekommen waren nach dem Westen und nun wieder nach Königsberg geleitet wurden. Ich gelangte von Braunsberg noch nach Heiligenbeil, wo ich mich vom 22. Januar bis zum 21. Februar 1945 trotz Verbotes der Gestapo aufhielt.

Hier begann nun ein unbeschreibliches Durcheinander, zumal der Flüchtlingsstrom aus der ganzen Provinz sich hier staute, und Braunsberg und Heiligenbeil die beiden einzigen Stellen waren, über die es aus der Provinz heraus über das gefrorene Haff noch eine Möglichkeit gab, über Danzig ins Reich zu kommen. Schwere Panzer hatten die Wege inzwischen stellenweise grundlos gemacht.

Auf den Wegen und in den Gräben sah man vielfach alt gewordenes Fleisch und totes Geflügel liegen, das die Flüchtlinge nicht länger halten konnten, auch Kisten mit Waschpulver, Zucker, Kolonialwaren, Hausrat usw. lagen herum, da viele ihre Treckwagen damit zu sehr überlastet hatten und die Pferde auf die Dauer nicht mehr die Kraft hatten, diese Lasten zu ziehen. Manche hatten sogar 1-2 Kühe mitzunehmen versucht, mußten sie schließlich aber doch laufen lassen. Kühe, Schweine und Geflügel blieben überall auf den verlassenen Gehöften zurück, dazu ungeheure Mengen von Getreide. Der Russe machte große Beute.

Am Sonntag, dem 21. Januar 1945, waren noch einige D-Züge von Königsberg abgegangen, die von Zehntausenden von Menschen gestürmt worden waren, die aber zum größten Teil zurückbleiben mußten. Diese D-Züge standen 4 Tage lang auf der Strecke Heiligenbeil - Braunsberg - Elbing, vollgepfert mit Menschen, die trotz Kälte - es waren ca. 15 Grad minus - diese Züge nicht verließen, weil sie die Hoffnung hatten, mit ihnen aus Ostpreußen herauszukommen. In Heiligenbeil selbst starben während dieser 4 Tage 7 Menschen im D-Zug. Schließlich mußte dieser Zug wieder nach Königsberg zurückgeleitet werden, da ein Heraus-

kommen aus der Provinz nicht mehr möglich war.

Inzwischen trafen starke Flüchtlingsströme aus ganz Ostpreußen in Heiligenbeil ein. Die Wagenkolonnen, die aus 4 Richtungen kamen, standen manchmal stunden-, ja tagelang auf ein und derselben Stelle. ... Die Naziregierung hatte z.B., um aus Elbing noch einige Torpedoboote herauszuführen, von Elbing bis Pillau die damals tragfähige Eisdecke durch Eisbrecher zu einer Fahrinne aufgerissen, so daß ca. eine Woche lang keine Möglichkeit bestand, über das Haff auf die Nehrung zu gelangen. Inzwischen schaffte man von bestehenden Baustellen Hölzer heran, um die Fahrinne zu überbrücken, was schließlich gelang. Nun versuchten die Flüchtlinge in einem endlosen Zug von Wagen über Rosenberg, Deutsch Bahnau und Leysuhnen die Nehrung zu erreichen.

Beim Beginn der Fahrt über das Haff spielten sich schon furchtbare Szenen ab, da ein Polizeiaufgebot die Besitzer der Wagen zwang, ihr Hab und Gut und die Lebensmittelvorräte, die sie aufgeladen hatten, abzuwerfen und Frauen und Kinder mitzunehmen. Auf diese Weise häuften sich auf den Wiesen in der Nähe des Haffs Berge von neuen Betten, Wäsche, Gebrauchsgegenständen, Nahrungsmitteln usw.

Neben den Wagenkolonnen zogen Tag und Nacht die Menschen mit kleinerem oder größerem Gepäck, Frauen mit Kinderwagen und Kindern, Eisenbahn- und Postbeamte in Uniform in endlosem Marsch der Nehrung zu. Dabei nahm der Frost Ende Januar eine Stärke von ca. 25 Grad an, so daß eine Anzahl der Fliehenden auf dem Haff erfror. Einer Mutter z.B. waren, als sie die Mitte des Haffs erreicht hatte, bereits 2 Kinder erfroren, die sie einfach liegenlassen mußte, mit den anderen beiden Kindern zog sie weiter, als sie jedoch in der Nähe der Nehrung war, waren auch diese beiden Kinder erfroren.

Alte Leute saßen und lagen sterbend oder schon erfroren auf dem Wege, den der Zug nahm, niemand kümmerte sich um sie, die Menschen waren durch die wochenlangen Strapazen bereits völlig abgestumpft, sie wollten nur heraus aus der Provinz. Auf der Nehrung herrschten ... unvorstellbare Zustände, da sich der Flüchtlingsstrom dort staute und die Menge ohne Dach über dem Kopf dort hauste. Ein Polizist erzählte mir, daß für die Scheibe Brot dort bereits 50 Mark verlangt würden. Zwischen Unrat und Kot verzehrten die im Freien kampierenden Menschen ihre kärglichen Mahlzeiten. Viele gingen bei diesem Leben zugrunde. ...

Autokolonnen ... mußten Flüchtlinge nach Danzig bringen. Auch Flugzeuge mußten Flüchtlinge mitnehmen, doch wurden sie in der Hauptsache von Verwandten und Bekannten der höheren Nazis beansprucht. Die Front rückte immer näher an Heiligenbeil heran, so daß die Stadt Anfang März 1945 offiziell geräumt wurde.

Pfarr- und Gemeindeamt gab es nicht mehr. Eines Tages wurde eine große Anzahl Flüchtlinge aus meinem Haus innerhalb weniger Minuten hinausgetrieben durch die Polizei und das Gestühl der Kirche mit Äxten zusammengeschlagen und entfernt, weil Platz für die Verwundeten geschaffen werden mußte. Kirche und Pfarrhaus wurden nun Verwundetensammelstelle. Der tägliche Anfall von Verwundeten in Heiligenbeil kann auf ca. 10.000 beziffert werden. Von diesen mußte der größte Teil am nächsten Tage Heiligenbeil wieder verlassen.

Soweit die Soldaten oberhalb des Gürtels verwundet waren und sich noch aufrecht halten konnten, mußten sie zu Fuß gehen, sonst wurden sie mit Wagen und Schlitten über das Haffeis nach Danzig gebracht. Von den zu Fuß gehenden Soldaten kamen bei diesem Marsch natürlich viele um, da der Weg über das Haffeis für Flüchtlinge und Soldaten mit ungeheuren Strapazen verbunden war. Pillau war ca. 29 km, Danzig ca. 50 km von Heiligenbeil entfernt.

Sobald Westwind herrschte, stand das ganze Haff etwa 10-30 cm unter Wasser, und die Flüchtenden mußten im Eiswasser waten, bis sie jenseits die Nehrung erreichten. Bei der starken Benutzung der Eisdecke kam es ... zu vielen Einbrüchen der Wagenkolonnen und Viehherden, und viele Menschen und Tiere mußten ihr Leben lassen. Tote Menschen und Pferde, eingebrochene Treckwagen und unbrauchbar gewordene Autos säumten den Elendsweg. Zu

allem anderen beschloß der Russe fast täglich die Nehrung mit Bordwaffen und belegte sie mit Bomben.

Die Polizei ordnete einen gewissen Wagenabstand an, ... aber täglich wurde die Eisdecke dünner, und die Verluste häuften sich. Da die Russen inzwischen Braunsberg erobert hatten, war Anfang Februar 1945 nur noch eine ganz schmale Stelle vorhanden, über (welche) die flüchtenden Kolonnen noch ans Haff und auf die Nehrung gelangen konnten. In Heiligenbeil selbst wurden die Zustände immer kritischer. Es gab kein Brot und keine sanitären Hilfsmittel mehr. Die Not der Flüchtlinge wurde groß und größer.

Der wochenlange Aufenthalt bei jeder Witterung und strenger Kälte, die ungenügende Ernährung - selten nur eine warme Mahlzeit oder ein warmes Getränk -, der ungenügende Schlaf usw., das alles bewirkte bei den meisten Erkältungskrankheiten und vor allem Durchfall, an dem auch fast alle Soldaten litten. Gegenmittel waren nicht mehr zu haben. Durch das Hin- und Herwerfen der Panzereinheiten über die eine Brücke in Heiligenbeil war diese sehr häufig für die Benutzung durch die Flüchtlinge gesperrt. Schließlich mußte wegen Beschuß der Stadt auch ein Teil der Lazarette, die außer in Kirche und Pfarrhaus auch in den Schulen, im Amtsgericht, im Krankenhaus und in größeren Sälen untergebracht waren, auf die Nehrung verlegt werden.

Fast täglich kamen mehrere Wehrmachtspfarrer, die in Heiligenbeil amtierten, mit dem Heeresdekan Dr. Schuster in dem einzigen Zimmer meines Hauses, das noch frei war, zusammen, um die Lage zu besprechen und Entschlüsse zu fassen. Die Zustände, die damals in Heiligenbeil herrschten, schildert auch folgendes: Vom 22. Januar bis 22. Februar 1945 fanden täglich auf dem Neuen Friedhof Beerdigungen statt.

Eine ganze Kompanie war einzig damit beschäftigt, lange Gräben für die Leichen auszuheben. Täglich um 1/2 3 Uhr wurden die Zivilisten, ca. 50 an der Zahl, in einer gemeinsamen Feier beigesetzt. Sie wurden einfach von den Angehörigen in die Gräben gelegt, und die Polizisten brachten die Leichen, die unterwegs gefunden worden waren, auf Wagen heran. ... Eine Feststellung der Person fand nicht mehr statt. Um 3 Uhr wurden die verstorbenen Soldaten aus den Lazaretten beerdigt, etwa 150 täglich, deren Namen, soweit sie aus den Lazaretten kamen, bekannt waren. Viele kamen aber direkt von der Front, die zum Teil 3 bis 5 km von der Stadt entfernt war.

Die Auffangstelle des Militärs konnte die Menge der Verwundeten kaum fassen, so daß die meisten kaum noch gepflegt wurden, sondern nur ein wenig Kaffee oder Wasser erhielten. In der Kirche lagen ... 1.700 bis 2.000 (Verwundete) auf Stroh, deren Betreuung außerordentliche Schwierigkeiten bereitete. Die Stadt war ja zum großen Teil geräumt, nur einige hundert Personen waren zurückgeblieben, weil sie Heimat und Besitz nicht verlassen oder den Häschern des Volkssturmes nicht in die Hände fallen wollten.

Inzwischen trafen auch Flüchtlinge ein, die bereits mehrere Tage unter den Russen gewesen waren und durch die beweglichen Kriegsereignisse wieder die Möglichkeit hatten, unter Preisgabe ihrer Habseligkeiten zu entfliehen. Unter ihnen befanden sich auch zwei Familien meines früheren Kirchspiels im Kreis Insterburg, die schon damals berichteten, welches Los diejenigen, die von den vordringenden Russen überflutet wurden, erwartete. Sie konnten schon von Vergewaltigungen der Frauen und Erschießungen der Männer erzählen.

Bis Mitte Februar hielten sich in Heiligenbeil noch der Gauleiter (Koch), 2 Regierungspräsidenten und einige Landräte auf, die sich dann aber nach Pillau absetzten, weil sich Heiligenbeil unter dauerndem Feuer der Artillerie und Fliegerangriffen befand. Am weitesten von Heiligenbeil entfernt war der Russe im Norden bei Balga. Aus diesem Bezirk strömten auch noch die meisten Flüchtlinge ein.

Die Überquerung des Haffs wurde auch immer gefährlicher. Die Versorgung der Truppen mit Munition geschah von Pillau aus mit Munitionsprähmen auf einer Fahrinne, die durch Eis-

brecher offengehalten wurde. Mit den leeren Prähmen wurden dann in der Hauptsache Frauen und Kinder nach Pillau befördert, wobei die Partei immer noch maßgeblichen Einfluß ausübte über die Zulassung der Menschen zu diesen geringen Fahrmöglichkeiten.

Da das Verbleiben in Heiligenbeil wegen des immer enger werdenden Ringes, den die Russen um die Stadt legten, keinen Zweck mehr hatte und Heeresdekan Dr. Sch. mir aus einem Gespräch mit dem Oberkommandierenden Rendulicz mitteilte, daß jedes Haus in Heiligenbeil verteidigt werden würde, so entschloß ich mich, in der Nacht vom 21. zum 22. Februar 1945, nachdem die vorhergehende Nacht schweren Artilleriebeschuß mit sich gebracht hatte, mit meiner Familie und einigen Gemeindegliedern aus der Stadt über das Haff nach Pillau zu ziehen mit geringen Habseligkeiten, was nicht einfach war, da die Wehrmacht die Hauptstraße für sich beanspruchte und keinen darauf wandern ließ; man mußte auf großen Umwegen das Haff zu erreichen versuchen.

Pillau ist eine Hafenstadt mit ca. 10.000 Einwohnern und war inzwischen durch Flüchtlinge aus Königsberg und der Provinz mit ca. 70.000 Menschen überfüllt, die alle über See oder über die Nehrung nach Richtung Danzig aus dem Hexenkessel herauszukommen versuchten. Täglich verließen etwa 8 bis 10 Frachtdampfer den Ort. Es war ungeheuer schwer, auf eines der Schiffe zu kommen. Die Männer wurden alle, auch die ältesten, für den Volkssturm requiriert, wenn sie nicht einen "Befreiungsschein" erhielten.

Alle Gebäude des Ortes waren über und über mit Flüchtlingen belegt, so daß auch in kleinen Räumen 15 bis 20 Menschen auf dem Fußboden lagen. Die über die Nehrung ankommenden Flüchtlinge wurden nun weiter ins Hinterland nach Fischhausen und bis nach Palmnicken abtransportiert. Ein großer Teil von ihnen ist dort später umgekommen oder den anstürmenden Russen in die Hände gefallen. Alle Flüchtlinge, die mit Pferdefuhrwerken auf der Spitze der Nehrung in Neutief - gegenüber Pillau - ankamen, mußten ihre Pferde und Wagen dort einfach stehenlassen, so sah man viele herrenlose Pferde auf der Nehrung herumirren.

Der Andrang zu den Dampfern war ungeheuer, die Unterbringung auf den Schiffen demzufolge menschenunwürdig. Da die Fahrt oft mehrere Tage dauerte, kamen in den großen Bunkerräumen, in die die Menschen hineingepfercht wurden, auf den Transporten auch öfter mehrere Flüchtlinge ums Leben.

Bei der Unterbringung auf den Schiffen fand durch die NS-Partei und sonstige Stellen manche Begünstigung statt, ebenso räumten die Schiffsbesatzungen gegen Geld und Sachwerte Vorzüge ein. Die meisten Schiffe aus Pillau fuhren bis Danzig und wurden dort ausgeladen, wo dann die Flüchtlinge 4 Tage später (nochmals) denselben Kampf auf Tod und Leben ausfechten mußten, um einen Platz auf einem Dampfer zu erkämpfen, der sie vor dem Eindringen der Russen ins (westliche) Reich bringen sollte.

In den verschiedenen Baracken, etwa in Neufahrwasser, warteten ca. 30.000 bis 40.000 Menschen auf den Abtransport und hatten kaum Hoffnung wegzukommen. Pillau wurde mehrfach von Fliegern angegriffen, wo es viele Tote gab. Bei den Transporten über See sind einige Schiffe aus den Geleitzügen heraus durch russische U-Boote versenkt worden, darunter die "Gustloff" und "General Steuben", wobei viele Tausend Menschen den Tod fanden. Auf dem einen Schiff befanden sich sieben Königsberger Pfarrer mit ihren Familien. Auf dem Kohlen-schiff, auf dem wir Unterkunft fanden, war z.B. für ca. 3.000 Passagiere nur ein Abort vorhanden, dabei waren wir 5 Tage und Nächte unterwegs, bis wir nach abenteuerlicher Fahrt in Saßnitz auf Rügen ausgeladen wurden.

Hier legte am gleichen Tage ein Salondampfer aus Danzig an, der Parteigenossen mit ihrem Anhang nach Saßnitz brachte, die in guter Kleidung mit viel Gepäck und schönen Kabinen die Fahrt gemacht hatten. Selbst Fahrräder und ähnliche Sachen führten sie mit sich, während in Pillau unzählige Frauen und Kinder wegen Überfüllung der Dampfer zurückbleiben mußten. Während der Fahrt auf See mußte unser Geleitzug noch einmal in die schützende Bucht bei

Hela zurück, da ein Angriff russischer U-Boote auf Einheiten dieses Geleits stattfand. Die Flüchtlingszüge, die von Saßnitz abgingen, wurden auf die einzelnen Länder verteilt, hauptsächlich auf Schleswig-Holstein, wahrscheinlich je nach Zahl und Möglichkeit der Unterbringung. Wir wurden nach Glashütte, Kreis Stormarn, gebracht, wobei der Parteiapparat bei der Verteilung der Flüchtlinge auf Glashütte wieder unangenehm in Erscheinung trat. Aber auch die Kirche mit ihren Pfarrern brachte nicht das Verständnis auf, das man von ihr und ihnen für den Flüchtlingsstrom der Armen und Ärmsten erwarten sollte.<<

Die Fluchtbewegungen im Bereich des Frischen Haffs von Ende Januar bis Anfang März 1945

Erlebnisbericht des Kreisbaumeisters Wilhelm K. aus dem Kreis Samland in Ostpreußen (x001/72-74): >>Die Provinz Ostpreußen (wurde) bereits nach 10 Tagen vom Reich abgeschnitten. Die zur Flucht aufgebrochene Zivilbevölkerung strömte aus dem Innern der Provinz in den Küstenkreis Heiligenbeil. Auf allen Wegen zogen Tausende von Fahrzeugen dem gefrorenen Haff zu, um weiter über das Eis auf die Frische Nehrung zu gelangen. Von dort aus war die Straße nach Danzig und Pillau frei.

Bei eisiger Kälte fegte Schneegestöber über das Haff. In Pelze gehüllt und tiefvermummt betraten ortskundige Männer aus dem Küstengebiet das Haff, ausgerüstet mit Kompaß und Eispickel, und steckten die Treckwege ab. Ihnen folgten Schlitten mit Tannenbäumen zur Markierung der Eisstraße. Hindernd war die durch die Mitte des Haffs führende Fahrrinne - von 30 m Breite - von Elbing nach Pillau. Die Rinne mußte für den Abtransport von Munition und wertvollem Marinegerät per Schiff aus Elbing offen gehalten werden.

Bäuerliche Fahrzeuge beförderten ... Langbäume zur Fahrrinne, die zu je 3 Stück mit Klammern zusammengehalten und in einer Breite von 4 m über das 30 m weite offene Wasser geschoben wurden und als Fahrbahn einen Bohlenbelag erhielten. Solche Eisbrücken wurden für die Treckwege von Alt-Passarge, Leysuhnen, Deutsch Bahnau und Rosenberg nach der gegenüberliegenden Nehrung gelegt. Anfangs gestaltete sich der Brückenbau recht schwierig, weil wegen des laufenden Munitionstransportes die Brücken immer wieder aufgenommen werden mußten.

Nach dem 28. Januar 1945 wurde der Schiffsverkehr eingestellt, und die Brücken konnten jetzt liegenbleiben. Sie froren fest und waren nunmehr für alle Lasten der Trecks tragbar. Das Trecken begann nun auf allen abgesteckten Treckstraßen Tag und Nacht bei jedem Wetter. Der Verkehr wurde durch Gendarmerie geregelt. In Abständen von etwa 20 m zogen die Fahrzeuge auf das Eis.

An allen Abfahrtsstellen hatten sich auch Tausende von Fußgängern mit Handwagen und Rodelschlitten eingefunden, die jetzt die Fahrzeuge bestiegen. Um hierfür Platz auf den Wagen zu schaffen, mußte viel mitgenommener Hausrat abgeladen werden. Streckenweise sah man aneinandergereihte zurückgelassene Truhen, Kisten, Nähmaschinen, Wannen, Körbe, Betten, Fahrräder usw. Alle Ortschaften am Frischen Haff waren damit stark angefüllt. Wehmütigen Auges schauten die abziehenden Eigentümer auf das zurückgelassene Gut, erkennend, daß die Rettung von Menschenleben an erster Stelle zu stehen hatte.

Pioniere ... befestigten die brüchigen Anfangsstrecken an den Haffufern und errichteten aus Barackenteilen Schutzhütten in der Mitte der etwa 15-18 km langen Eisstraße. In diesen Schutzhütten wurde auf Bohlenunterlagen ein offenes Feuer am Tage unterhalten, an denen man die erstarrten Glieder erwärmen konnte, sofern das Trecken zuweilen langsam vonstatten ging.

Stark gefährdet war die Fahrt bei klarem Wetter. Mit Bordwaffen wurden die Fahrzeuge unter Feuer genommen. Bomben zerschlugen die Eisdecke. Überall sah man zusammengeschoffene Fahrzeuge, tote Pferde und die Leichen von Erschossenen. An den Helfern, die sich um Ver-

wundete bemühten und die Toten auf der Eisfläche mit einer Decke betteten, zog der endlose Treck schweigsam weiter. Das Elend war zu groß, ein lautes Klagen aufkommen zu lassen. Das Schicksal der auf so tragische Weise Umgekommenen konnte sich an den Vorbeiziehenden in der nächsten Stunde wiederholen.

Einen nennenswerten Schutz gegen Tiefflieger gab es nicht. Nur selten waren deutsche Jäger zu sehen, die die Schwärme von Feindfliegern auseinanderjagten. Viele Fahrzeugführer hofften, schneller vorwärtszukommen, indem sie außerhalb der abgesteckten Treckstraßen ihren Weg über das Eis suchten. Ortsunkundig fuhren sie ahnungslos über inzwischen wieder nur dünn zugefrorene Bombeneinschlagstellen und versanken in der Tiefe oder brachen an flachen warmen Stellen ein. Im günstigsten Falle mußte der Wagen dann abgeladen werden, um ihn wieder flott zu bekommen. Viel zurückgelassenes Gut blieb auf dem Eise liegen.

An jedem Abend fuhren Sanitätswagen die Treckstraßen ab, um die Toten zu bergen. Im nächstgelegenen Haffdorf wurden die Toten dann in unabsehbare Reihen gebettet. Schmucklose Kreuze setzte man auf die Hügel, die heute längst verweht sein dürften.

Sehr schwierig gestaltete sich das Trecken auf dem Eise Ende Februar bei beginnendem Tauwetter und nordöstlichen Stürmen. Dann drückte die Ostsee ihre Wasserwogen durch das Pillauer Tief auf die Eisfläche des Haffes. Bis zu den Achsen fuhren die Fahrzeuge im Wasser, der Gefahr ausgesetzt, in dem mürbe gewordenen Eise einzubrechen und zu ertrinken.

Schaurig war die Fahrt über das Eis bei Nacht, wenn der Himmel am südlichen Horizont violett und rot von der kämpfenden und brennenden Front gefärbt war. In tiefem Schweigen ging der Zug durch (die) matt schimmernde Eislandschaft, die dann und wann gespensterhaft von in weiter Ferne abgelassenen Leuchtschirmen der Nachtflieger erhellt wurde. Oft standen die kilometerlangen Trecks bei bitterer Kälte und Schneegestöber stundenlang auf einer Stelle, weil auf der einzigen Nehrungsstraße wichtige Truppen- und Munitionstransporte vorbeigelassen werden mußten. Hier, nahe der Nehrung, in Reihen zu vieren, wurden die Fahrzeuge besonderes Ziel der Fliegerangriffe.

Ende Februar 1945 waren die letzten Trecks aus dem Heiligenbeiler Kessel hinübergeschleust. Es war, als hätte der Himmel mit der furchtbaren Not der Flüchtlinge Erbarmen. Das Eis hielt, bis auch die letzten Fahrzeuge die rettende Haffnehrung erreicht hatten. An einem Morgen, nach vorangegangenen lauen Frühlingsstürmen, war das Eis verschwunden und mit ihm alles Elend, das darauf lag.

In der ersten Zeit nahmen die Trecks auf der Nehrung ihren Weg hauptsächlich nach Danzig, um über Pommern in das Reich zu gelangen. Auf der Nehrung war aber nur ein langsames Vorwärtskommen, weil der Fährbetrieb bei Nickelswalde den schnellen Abtransport hinderte. Große Menschenmassen und Fahrzeuge stauten sich im Nehrungswald, insbesondere in Kahlberg.

Bei eisiger Kälte mußte im Freien kampiert werden. Es gab kaum Nachtquartiere und kein Trinkwasser. Groß war die Zahl der Wegmüden und infolgedessen erfrorenen Personen.

Als keine Aussicht mehr bestand, auf dem Landwege durch Pommern zu entkommen, zogen die Trecks nach Neutief, um mit Schiffen die Weiterfahrt anzutreten. Die Fahrzeuge mußten hier zurückgelassen werden. Zum letzten Male wurde der treue Gefährte des Menschen, das Pferd, gefüttert. Schweren Herzens wurde von ihm Abschied genommen. Mit Hunderten zusammengedrängt sah man die zurückgelassenen Pferde frierend und hungernd stehen, der Verelendung anheimfallend, denn niemand konnte sie betreuen. Bald kamen viele von ihnen in die eingerichteten Schlächtereien.

Auch von den bis hierher noch mitgeführten Gütern wurde eine Trennung notwendig, da das Schiff nur mit Handgepäck betreten werden durfte. Berge von Betten, Kisten, Stapel von Sien, Hausrat aller Art lagen hier herum. Einzelne brachten ihre wertvollsten Sachen, wie Kleider, Geschirr usw., in den nahen Nehrungswald, legten alles in eichene Truhen und vergruben

diese in der leisen Hoffnung, bei glücklichem Ausgang der letzten Schlacht in Ostpreußen zurückzukehren und dann die Schätze wieder bergen zu können. ... Die Zurückgebliebenen suchten in den Trümmern von Neutief und Pillau Unterkunft und waren dauernd den Angriffen von Fliegern und Artilleriefeuer ausgesetzt. Viele fanden so den Tod oder fielen später in die Hand der Feinde, was meistens gleichbedeutend war.

Als Ende März der Kessel um die Haffküste immer enger wurde, gingen bald die Haffdörfer in Flammen auf, und tagelang hingen die Rauwolken über der brennenden Stadt Heiligenbeil. Auch für die Kampftruppen sowie die restlichen Dienststellen aus dem Brückenkopf Heiligenbeil erwies das Haff sich als der rettende Weg. Marine-Prähme schafften Verwundete im aufgetauten Wasser unter ständigem Artilleriefeuer von Rosenberg nach Pillau. Sich opfernd deckte die Infanterie, vornehmlich junge Regimenter aus allen Gauen unseres Vaterlandes, diesen Rückzug. Als es still wurde im Lande, vertrauten sich letzte Kämpfer auf allen möglichen Fahrzeugen dem rettenden Haff an. Sie ruderten auf Flößen und zusammengehaltenen Benzinfassern. Viele konnten von der Marine aufgefischt und in Sicherheit gebracht werden. ...<<